

Die Bildungen des Unbewußten

Unter diesem Titel möchte ich von Erscheinungen sprechen wie dem Traum, dem psychischen Symptom, dem Witz sowie von den sogenannten Fehlleistungen: dem Versprecher, der als ›Freudscher‹ bekannt geworden ist, dem mehr als zufälligen Vergessen von Namen, Terminen, Daten etc., dem Vergreifen, Verlesen und Ähnlichem. Der Begriff der Bildungen ist dabei auch zu hören im Sinne der Geologie (Freud liebte geologische und archäologische Vergleiche): als geologische Formationen, Schichtungen. In den aufgezählten, scheinbar banalen Phänomenen können die großen und alten, in unserer Psyche wirksamen Kräfte deutlich zutage treten. So, wie Ihnen ein Kieselstein, den Sie an einem bestimmten Ort finden, sehr viel über den großräumigen geologischen Aufbau, über Schichtung und Geschichte, verraten kann.

1. Der Witz

Im Jahr 1905 veröffentlicht Freud *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*¹ – eines der, wie ich meine, nach der *Traumdeutung* (1899/1900) persönlichsten Werke Freuds. Diese Schrift sagt einiges über Freuds Beziehung zu seinem gesellschaftlichen Umfeld aus, die durch seine Stellung als assimilierter Jude geprägt wird. Sie handelt damit auch von seiner eigenen Beziehung zum Unbewußten.

Freud verwendet im Verlauf des Buches eine Reihe von Zitaten von Heinrich Heine; an einer Stelle wird aus den *Reisebildern* zitiert, dem III. Teil, der mit *Die Bäder von Lucca* betitelt ist und 1829 veröffentlicht wurde. Es ist dies eine Stelle, in der Heines witzsprühende und geistrei-

che Prosa sehr dicht wird, eine Stelle voller Ironie und auch Bitterkeit, und zwar hinsichtlich sowohl der politischen Verhältnisse in Europa wie auch der gesellschaftlichen und finanziellen des Autors Heine. In den Mund gelegt sind die Pointen vor allem der buffoartigen Figur des Hirsch-Hyazinth, der sich über das identische Monogramm als eine Ersetzung des Autors verrät (Heine bekam von den Eltern den Namen ›Harry‹ und hat sich mit der Taufe einen neuen Vornamen gegeben, jedoch ohne damit sein Monogramm verändern zu müssen). Hirsch-Hyazinth nun erweist sich als das Zerrbild seines Herrn, eines gewissen Markese Christoforo Gumpelino, vulgo Christoph Gumpel, eines neu-reichen, gar zum Katholizismus konvertierten Juden. Dieser klagt dem Erzähler folgendes:

»Sie haben keinen Begriff davon, Herr Doktor, wie viel Geld ich ausgeben muß, und dabei behelfe ich mich mit einem einzigen Bedienten, und nur wenn ich in Rom bin, halte ich mir einen Kapellan für meine Hauskapelle. Sehen Sie, da kommt mein Hyazinth.«

Die kleine Gestalt, die in diesem Augenblick bei der Windung eines Hügels zum Vorschein kam, hatte vielmehr den Namen einer Feuerlilie verdient. Es war ein schlotternd weiter Scharlachrock, überladen mit Goldtressen, die im Sonnenglanze strahlten, und aus dieser roten Pracht schwitzte ein Köpfchen hervor, das mir sehr wohlbekannt zuckelte. Und wirklich, als ich das bläßlich besorgliche Gesichtchen und die geschäftig zwinkenden Äuglein näher betrachtete, erkannte ich jemanden, den ich eher auf dem Berg Sinai als auf den Apenninen erwartet hätte, und das war kein anderer als Herr Hirsch, Schutzbürger in Hamburg, ein Mann, der nicht bloß immer ein sehr ehrlicher Lotteriekollekteur gewesen, sondern sich auch auf Hühneraugen und Juwelen versteht, dergestalt, daß er erstere von letzteren nicht bloß zu unterscheiden weiß, sondern auch die Hühneraugen ganz geschickt auszuschneiden und die Juwelen ganz genau zu taxieren weiß.

›Ich bin guter Hoffnung‹, sprach er, als er mir näher kam, ›daß Sie mich noch kennen, obgleich ich nicht mehr Hirsch heiße. Ich heiße jetzt Hyazinth und bin der Kammerdiener des Herrn Gumpel.« Hyazinth! rief dieser in staunender Aufwallung über die Indiskretion des Dieners.«²

Doch Gumpelino ist bald wieder besänftigt:

»Es ist ein treuer Mensch – sagte der Markese – ›sonst hätte ich ihn längst abgeschafft, wegen seines Mangels an Etikette. Vor Ihnen hat das nichts zu bedeuten. Sie verstehen mich. Wie gefällt Ihnen seine Livree? Es sind noch für vierzig Taler mehr Tressen dran als an der Livree von Rothschilds Bedienten. Ich habe innerlich mein Ver-

gnügen, wie sich der Mensch bei mir perfektioniert. Dann und wann gebe ich ihm selbst Unterricht in der Bildung. Ich sage ihm oft: Was ist Geld? Geld ist rund und rollt weg, aber Bildung bleibt.«³

Schließlich kommt Hirsch-Hyazinth wieder selbst zu Wort, um von seinen Erfahrungen mit den Reichen und Mächtigen zu berichten:

»Es ist mir aber immer nur um die Ehre zu tun« – setzte Hyazinth hinzu – »und das habe ich auch dem Baron Rothschild gesagt, als ich die Ehre hatte, ihm die Hühneraugen zu schneiden. Es geschah in seinem Kabinett; er saß dabei auf seinem grünen Sessel, wie auf einem Thron, sprach wie ein König, um ihn herum standen seine Courtiers, und er gab seine Ordres, und schickte Stafetten an alle Könige; und wie ich ihm während dessen die Hühneraugen schnitt, dacht ich im Herzen: du hast jetzt in Händen den Fuß des Mannes, der selbst jetzt die ganze Welt in Händen hat, du bist jetzt ebenfalls ein wichtiger Mensch, schneidest du ihn unten ein bißchen zu scharf, so wird er verdrießlich, und schneidet oben die größten Könige noch ärger – Es war der glücklichste Moment meines Lebens!«

»Ich kann mir dieses schöne Gefühl vorstellen, Herr Hyazinth. Welchen aber von der Rothschild'schen Dynastie haben Sie solchermaßen amputiert? War es etwa der hochherzige Brite, der Mann in Lombardstreet, der ein Leihhaus für Kaiser und Könige errichtet hat?«

»Versteht sich, Herr Doktor, ich meine den großen Rothschild, den großen Nathan Rothschild, Nathan den Weisen, bei dem der Kaiser von Brasilien seine diamantene Krone versetzt hat. Aber ich habe auch die Ehre gehabt, den Baron Salomon Rothschild in Frankfurt kennen zu lernen, und wenn ich mich auch nicht seines intimen Fußes zu erfreuen hatte, so wußte er mich doch zu schätzen. Als der Herr Markese zu ihm sagte, ich sei einmal Lotteriekollekteur gewesen, sagte der Baron sehr witzig: »Ich bin ja selbst so etwas, ich bin ja der Oberkollekteur der rothschild'schen Lose, und mein Kollege darf bei Leibe nicht mit den Bedienten essen, er soll neben mir bei Tische sitzen« – Und so wahr wie mir Gott alles Guts geben soll, Herr Doktor, ich saß neben Salomon Rothschild, und er behandelte mich ganz wie seines Gleichen, ganz familiöser.«⁴

In bittere Ironie hüllt Heine hier die Verletzungen, die ihm von seinem reichen Onkel, dem Hamburger Bankier Salomon Heine, zugefügt worden sind; die Geringschätzung, die dem Dichter von Seiten seines Onkels entgegengebracht wurde, gipfelte anscheinend in dessen Verweigerung der Zustimmung zur Vermählung Heinrich Heines mit seiner großen Jugendliebe, die eine Tochter jenes Onkels war.

An solchen Stellen wie dem »famillionär« verdichtet sich etwas, und aus dieser Verdichtung entspringt im Text der Witz. Die Verdichtung kann dabei als eine extreme Verkürzung verstanden werden, als die Abkürzung eines Gedankenganges. Plötzlich taucht aus der eher gemächlich dahinfließenden Erzählung ein anderer, ein »unangebrachter« Ausdruck auf. Durch die Plötzlichkeit des Auftauchens wird auf dem Hintergrund einer Geschichte ein Abgrund spürbar – hier Heines abgrundtiefe Verzweiflung über die durch den Millionär der Familie erlittene Behandlung (man könnte so weit gehen, ein direktes Verhältnis von »Abgründigkeit« zu »Witzigkeit« zu behaupten ...). Zu beachten ist dabei auch das Verhältnis des Witzes zum Adressaten, der rhetorische Aspekt – Heines Witze scheinen besonders witzig für Freud gewesen zu sein, was aus den Ähnlichkeiten beider Lebensumstände als assimilierte Juden im Bürgertum erklärlich wird. Übrigens verwendet Freud in seinem Witzbuch mit Vorliebe jüdische Witze.

Die Struktur eines Witzes oder auch nur einer witzigen Bemerkung, eines Bonmots, erstreckt sich nun anscheinend in zwei Dimensionen: zunächst gibt es so etwas wie den Fluß der Erzählung, die Prosa, in der Umstände beschrieben oder evoziert werden, wo Personen beschrieben werden und eine Atmosphäre entsteht; in diesem Fluß oder Gewebe taucht plötzlich etwas auf, das erratische einzelne Wort, hier das »famillionär«. Die zuvor ausgebreiteten Gedankenstränge und Geschichten scheinen sich an einem Punkt zu verdichten. Freud beschreibt das Geschehen folgendermaßen:

»Familiär
Millionär
Familienär

Den Vorgang aber, welcher den Gedanken in den Witz übergeführt hat, kann man sich in folgender Weise darstellen, die zunächst recht phantastisch erscheinen mag, aber nichtsdestoweniger genau das wirklich vorhandene Ergebnis liefert:

»R. behandelte mich ganz familiär,
d.h. soweit ein Millionär es zu stande bringt.«

Nun denke man sich eine zusammendrängende Kraft auf diese Sätze einwirken und nehme an, daß der Nachsatz aus irgend einem Grunde der weniger resistente sei. Dieser wird dann zum Schwinden gebracht werden, der bedeutsame Bestandteil desselben, das Wort »Millionär«, welches sich gegen die Unterdrückung zu sträuben vermag, wird gleichsam an den ersten Satz angepreßt, mit dem ihm so sehr ähnlichen Element dieses Satzes »familiär« verschmolzen, und gerade diese zufällig gegebene Möglichkeit,

das Wesentliche des zweiten Satzes zu retten, wird den Untergang der anderen unwichtigeren Bestandteile begünstigen. So entsteht dann der Witz:

›R. behandelte mich ganz famili on är.‹
(mili) (är)«⁵

Die beschriebene »Technik des Witzes« bezeichnet Freud als eine »Verdichtung mit Ersatzbildung«⁶. Diese ist auch in dem folgenden Beispiel am Werk, dem Bonmot eines zur damaligen Zeit wohl bekannten Läs-termauls der Wiener Gesellschaft, eines gewissen Herrn N.:

›Herr N. wird eines Tages auf die Person eines Schriftstellers aufmerksam gemacht, der durch eine Reihe von wirklich langweiligen Aufsätzen bekannt geworden ist, welche er in einer Wiener Tageszeitung veröffentlicht hat. Die Aufsätze behandeln durchweg kleine Episoden aus den Beziehungen des ersten Napoleon zu Österreich. Der Verfasser ist rothaarig. Herr N. fragt, sobald er den Namen gehört hat: Ist das nicht der rote Fadian, der sich durch die Geschichte der Napoleoniden zieht?«⁷

Die Verdichtung geschieht hier mit den beiden Schichten:

- das Sich-Ziehen des roten Fadens,
- das fade Sich-Ziehen des roten X

und ergibt den »Fadian« als Ersatzbildung. Freud unterscheidet eine Reihe weiterer Witztechniken, die gewissermaßen absteigend hinsichtlich ihres Grades an Verdichtung vorgestellt werden. Eine Technik, bei der die Verdichtung nicht in einem Punkt als Ersatzbildung kulminiert, sondern bei der die beiden Sinnschichten noch getrennt sind, ist die »mehrfache Verwendung des gleichen Materials mit kleiner Modifikation«, wie sie in einem anderen Witz des Herrn N. gebraucht wird: »Er hört von einem Herrn, der selbst als Jude geboren ist, eine gehässige Äußerung über jüdisches Wesen. ›Herr Hofrat,‹ meint er, ›Ihr Antese-mitismus war mir bekannt, Ihr Ant/emitismus ist mir neu.«⁸

Ein weites Feld schließlich öffnet sich bei der »Verwendung des gleichen Ausdrucks im doppelten Sinn«, die oft als einfaches »Wortspiel« daherkommt. Hier ein Witz, den Freud als einen »geradezu diabolisch guten« bezeichnet, und der deutlich macht, wie abhängig die verborgene Abgründigkeit von den Lebens- und Zeitumständen doch ist: »Das Ehepaar X lebt auf ziemlich großem Fuße. Nach der Ansicht der einen soll der Mann viel verdient und sich dabei etwas zurückgelegt haben, nach anderen wieder soll sich die Frau etwas zurückgelegt und dabei viel verdient haben.«⁹

Ähnlich ist der folgende Witz gebaut: »Zwei Juden treffen in der Nähe des Badehauses zusammen. ›Hast du genommen ein Bad?‹ fragt der eine. ›Wieso?‹ fragt der andere dagegen, ›fehlt eins?«¹⁰ Schließlich nochmals ein Heinesches Bonmot:

»Man erzählt von Heine, daß er sich eines Abends in einem Pariser Salon mit dem Dichter Soulié befunden und unterhalten habe, unterdessen tritt einer jener Pariser Geldkönige in den Saal, die man nicht bloß um des Geldes willen mit Midas vergleicht, und sieht sich bald von einer Menge umringt, die ihn mit größter Ehrerbietung behandelt. ›Sehen Sie doch,‹ sagt Soulié zu Heine, »wie dort das neunzehnte Jahrhundert das goldene Kalb anbetet.‹ Mit einem Blick auf den Gegenstand der Verehrung antwortet Heine, gleichsam berichtigend: ›Oh, der muß schon älter sein‹ [...].«¹¹

Ein Beispiel nun, bei dem es nicht mehr den einen Ausdruck gibt, der im doppelten Sinne zu verstehen wäre, ist das folgende, laut Freud ein »Judenwitz«:

»Ein Verarmter hat sich von einem wohlhabenden Bekannten unter vielen Beteuerungen seiner Notlage 25 fl. [Gulden] geborgt. Am selben Tage noch trifft ihn der Gönner im Restaurant vor einer Schüssel Lachs mit Mayonnaise. Er macht ihm Vorwürfe: ›Wie, Sie borgen sich Geld von mir aus und dann bestellen Sie sich Lachs mit Mayonnaise. Dazu haben Sie mein Geld gebraucht?‹ ›Ich verstehe Sie nicht,‹ antwortet der Beschuldigte, ›wenn ich kein Geld habe, kann ich nicht essen Lachs mit Mayonnaise, wenn ich Geld habe, darf ich nicht essen Lachs mit Mayonnaise. Also wann soll ich eigentlich essen Lachs mit Mayonnaise?«¹²

Hier ist also nicht mehr ein Wort oder eine Wendung verschieden zu verstehen, sondern es ist die ganze Situation, die von dem »Beschuldigten« in einem zweiten, gewissermaßen skandalösen Sinne gedeutet wird. Es gibt dabei keine Verdichtung mehrerer Ebenen an einer Stelle im Text, sondern hier wird – und zwar wiederum plötzlich – offenbar, daß das Ganze anders gemeint war, von vorneherein. Bei dieser Art von Witz, die »Verschiebungswitz«¹³ genannt wird, kommt die Wirkung der ›Abgründigkeit‹ mit dem Gewährwerden einer ganz anderen Sinnenebene zustande. Unvermutet wird deutlich, daß der Andere Absichten hegt, die unlauter sind oder obszön oder feindselig ...

Zusätzlich noch, und auch grundsätzlich, wird an dieser Stelle das prinzipielle Nichtverstehenkönnen des Anderen offenbar, d.h. die grundsätzliche Andersheit des Anderen¹⁴, da bei ihm stets die Möglichkeit einer anderen, verborgenen, unlauteren Absicht besteht.

Diese Möglichkeit ist es, die Freud dem Gefühl des »Unheimlichen«¹⁵ zu Grunde gelegt hat. Der Eindruck des Unheimlichen antwortet bei mir auf die Frage: ›Was will der Andere eigentlich (von mir)?‹ Das heißt, ich vermute irgendwelche Absichten bei ihm, die er mir verbirgt – und diese Absichten verknüpfe ich mit Wünschen bei mir, die ich mir selbst verberge. Deshalb kann Freud behaupten, das Unheimliche sei eigentlich das Heimliche. Und dieses Heimliche ist nichts anderes als der vorher beschriebene Abgrund des Witzes, der sich damit als der Abgrund des Grauens und der Angst erweist.

Jedoch nicht nur im Text des Witzes taucht diese Abgründigkeit auf, sondern auch im Akt des Witze Erzählens selbst wird sie spürbar: der Andere wird als der Adressat des Witzes lachen gemacht, damit ich beruhigt sein kann, daß er mir nichts tun wird. Ein Beleg für diesen Zusammenhang liefert Heinz Erhards Diktum: »Einen hab' ich noch!«, das prägnant die Taktik der Scheherazade gegenüber dem Sultan bezeichnet. In einer Art Verschränkung mache ich mich gemein mit dem Anderen, meinem Gegenüber, um damit umso gemeiner gegen den Anderen im Text meines Witzes sein zu können. Ich lache mit dem Anderen gegen den Anderen – wobei letzterer auch ich selbst sein kann, wie es im jüdischen Witz häufig der Fall ist. Aus dieser Umlenkung stammt ein Großteil der Energie des Witzes, die im Lachen frei wird. Dadurch, daß ich den Zuhörer auf meine Seite ziehe, kann ich gefahrlos gegen eine Regel verstoßen; ich kann etwas sagen, was ich sonst nicht dürfte, ich überliste die Zensur. Die List des Witzes bedient sich einer Technik, deren Zweck Freud in der Ersparung von psychischem Aufwand identifiziert. Der Witz muß dem Anderen eine Verlockungsprämie bieten, und diese besteht in der Lust, die frei wird, sobald der Text des Witzes eine Abkürzung einschlägt. Der Zuhörer erspart sich dabei ein Quantum von Anstrengung, die benötigt wird, um zum Beispiel beim Verstehen die Regeln der Logik zu beachten (der scheinlogische oder der Nonsens-Witz), oder auch die Regeln der Moral (der zynische, böse Witz). Die Mechanismen der Witztechnik sind die Verdichtung und die Verschiebung. Sie machen, auf der Textebene des Witzes, vermittels der Verlockung der Abkürzung, einen Abgrund gegenwärtig, indem sie zunächst ein Sinnewebe erzeugen (das kann ganz schnell gehen, wenige ›Regieanweisungen‹ reichen – es kann sich aber auch lange, quälend lange hinziehen, was die Spannung steigert), in dem plötzlich und unversehens ein Riß erscheint.

2. Die Traumarbeit¹⁶

Freuds Schema der Bildung eines Traums ist, sehr verkürzt dargestellt, das folgende: es gibt zunächst einen Wunsch, der kraft der ihm eigenen Energie danach drängt, bewußt zu werden und erfüllt zu werden. Hat der Wunsch jedoch einen verbotenen, verpönten oder konflikträchtigen Inhalt, so wird er von der Erfüllung, oder sogar vom Bewußtsein abgehalten. Er wird zensiert. Im Schlafzustand nun ist die seelische Instanz der Zensur abgeschwächt, und der Wunsch kann, indem er sich ›verkleidet‹, die Zensur überwinden und bewußt werden. Als Verkleidung sind entweder die sogenannten Tagesreste, d.h. Eindrücke des vorigen Tages, oder weiter zurückliegende, aber banale Erinnerungen geeignet. Der Mechanismus der Verschiebung sorgt im wesentlichen für die Assoziierung des Wunsches zu dem unverdächtigen Material, wie den Tagesresten, während die Verdichtung bei der Umformung des Gedankenmaterials zum konkreten Traum die größere Rolle spielt. Zwei Ebenen sind es, die Freud bei der Deutung eines Traum unterscheidet: zunächst trifft man auf den manifesten Trauminhalt, den es zu analysieren gilt, um zu den latenten Traumgedanken zu gelangen. Bei der Deutung wird der Weg der Traumarbeit zurückverfolgt. An der dem Traum gewidmeten Stelle in der Arbeit über den Witz drückt Freud die Zusammenhänge folgendermaßen aus:

»Im ganzen wären also bei der Traumbildung, grob genommen, drei Stadien zu unterscheiden: erstens die Versetzung der vorbewußten Tagesreste ins Unbewußte, woran die Bedingungen des Schlafzustandes mitbeteiligt sein müßten, sodann die eigentliche Traumarbeit im Unbewußten, und drittens die Regression des so bearbeiteten Traummaterials auf die Wahrnehmung, als welche der Traum bewußt wird.

Als Kräfte, welche bei der Traumbildung beteiligt sind, lassen sich erkennen: Der Wunsch zu schlafen, die den Tagesresten nach der Erniedrigung durch den Schlafzustand noch verbliebene Energiebesetzung, die psychische Energie des traumbildenden unbewußten Wunsches und die widerstrebende Kraft der im Wachleben herrschenden, während des Schlafes nicht völlig aufgehobenen ›Zensur‹. Aufgabe der Traumbildung ist es vor allem, die Hemmung der Zensur zu überwinden, und gerade diese Aufgabe wird durch die Verschiebungen der psychischen Energie innerhalb des Materials der Traumgedanken gelöst.«¹⁷

Die innerhalb des Materials, nämlich der (Traum-)Gedanken, wirkenden Mechanismen der Verschiebung und Verdichtung stellt Freud folgendermaßen dar:

»Das Material der Traumgedanken erfährt während der Traumarbeit eine ganz außerordentliche Zusammendrängung oder Verdichtung. Ausgangspunkte derselben sind die Gemeinsamkeiten, die sich zufällig oder dem Inhalt gemäß innerhalb der Traumgedanken vorfinden; da dieselben für eine ausgiebige Verdichtung in der Regel nicht hinreichen, werden in der Traumarbeit neue, künstliche und flüchtige, Gemeinsamkeiten geschaffen, und zu diesem Zwecke werden mit Vorliebe selbst Worte benützt, in deren Laut verschiedene Bedeutungen zusammentreffen. Die neugeschaffenen Verdichtungsgemeinsamen gehen wie Repräsentanten der Traumgedanken in den manifesten Trauminhalt ein, so daß ein Element des Traumes einem Knoten- und Kreuzungspunkt für die Traumgedanken entspricht und mit Rücksicht auf die letzteren ganz allgemein »überdeterminiert« genannt werden muß. Die Tatsache der Verdichtung ist dasjenige Stück der Traumarbeit, welches sich am leichtesten erkennen läßt; es genügt, den aufgeschriebenen Wortlaut eines Traumes mit der Niederschrift der durch Analyse gewonnenen Traumgedanken zu vergleichen, um sich von der Ausgiebigkeit der Traumverdichtung einen guten Eindruck zu holen. Minder bequem ist es, sich von der zweiten großen Veränderung, welche durch die Traumarbeit an den Traumgedanken bewirkt wird, zu überzeugen, von jenem Vorgang, den ich die Traumverschiebung genannt habe. Dieselbe äußert sich darin, daß im manifesten Traum zentral steht und mit großer sinnlicher Intensität auftritt, was in den Traumgedanken peripherisch lag und nebensächlich war; und ebenso umgekehrt. Der Traum erscheint dadurch gegen die Traumgedanken verschoben, und gerade durch diese Verschiebung wird erreicht, daß er dem wachen Seelenleben fremd und unverständlich entgegentritt. Damit solche Verschiebung zustande kam, mußte es möglich sein, daß die Besetzungsenergie von den wichtigen Vorstellungen ungehemmt auf die unwichtigen übergehe, was im normalen bewußtseinsfähigen Denken nur den Eindruck eines »Denkfehlers« hervorrufen kann.«¹⁸

Während die Verdichtung der Gedanken an einzelnen Kreuzungs- oder Knotenpunkten erkennbar wird, zeigt sich die Verschiebung als eine von »Besetzungsenergie«, d.h. von Bedeutungen, erst mit Blick auf den größeren Zusammenhang der Gedanken. Hier erweist sich die Strukturähnlichkeit des Traums mit dem Witz, der ebenso aus dem ausgebreiteten Gewebe des von ihm hergestellten Sinnzusammenhanges den plötzlichen Riß, der ja immer eine mehrdeutige Verdichtung ist, entspringen läßt. Das Wirken von Verdichtung und Verschiebung findet einigermassen ungehemmt nur unter den Bedingungen des unbewußten Denkens statt. Deswegen legt Freud sein Augenmerk auf den »topischen« Aspekt, wenn er die Gemeinsamkeit von Traum und Witz zusammenfaßt: »Ein vorbewußter Gedanke wird für einen Moment der unbe-

wußten Bearbeitung überlassen, und deren Ergebnis alsbald von der bewußten Wahrnehmung erfaßt.«¹⁹ Der größte Unterschied zwischen beiden liegt nicht in ihrem Aufbau, sondern ihrer »Darbietung« (wie Lacan sagen würde: nicht in der Aussage, sondern im Aussagen). Denn während sich der Witz an den Anderen wendet, ist der Traum »asozial«²⁰. Der Witz will verstanden werden, wenn auch falsch, der Traum hingegen will nicht verstanden werden, »er muß sich sogar hüten, verstanden zu werden, da er sonst zerstört würde; er kann nur in der Vermummung bestehen«²¹. Denn vor allem ist der Traum »ein, wie-wohl unkenntlich gemachter, Wunsch; der Witz ist ein entwickeltes Spiel«.²²

3. Fehlleistungen

Jacques Lacan kennzeichnet das, was wir als Fehlleistung kennen, damit, daß »im Lauf einer intentionalen Rede« (oder Handlung) »etwas geschieht, das das Wollen [des Subjekts] überschreitet«.²³ Dieses Geschehen ist die »Erzeugung eines Sinns«²⁴ und verweist auf eine Wahrheit, die als solche unsagbar wäre. Sigmund Freud widmet den Fehlleistungen eine doch recht umfangliche Schrift, betitelt *Zur Psychopathologie des Alltagslebens*, Untertitel: *Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum*, die 1904 erschienen ist.²⁵ Die Einleitung dazu bildet die Besprechung eines Falles des Vergessens eines Eigennamens, womit Freud einen eigenen Aufsatz wieder aufgreift, den er schon 1898 unter dem Titel *Zum psychischen Mechanismus der Vergesslichkeit* veröffentlicht hat.²⁶ Die Schilderung des Zusammenhanges, in dem sich das Vergessen ereignet, fällt in der frühen Version ausführlicher aus:

»Während der Sommerferien unternahm ich einmal von dem schönen Ragusa aus eine Wagenfahrt nach einer benachbarten Stadt in der Herzegowina; das Gespräch mit meinem Begleiter beschäftigte sich, wie begreiflich, mit dem Zustand der beiden Länder (Bosnien und Herzegowina) und mit dem Charakter ihrer Einwohner. Ich erzählte von verschiedenen Eigentümlichkeiten der dort lebenden Türken, wie ich sie vor Jahren von einem lieben Kollegen hatte schildern hören, der unter ihnen lange Zeit als Arzt gelebt hatte. Eine Weile später wandte sich unsere Unterhaltung auf Italien und auf Bilder, und ich hatte Anlass, meinem Gesellschafter dringend zu empfehlen, einmal nach Orvieto zu gehen, um sich dort die Fresken vom Weltuntergang und letzten Ge-

richt anzusehen, mit denen ein grosser Maler eine Kapelle im Dom ausgeschmückt. Der Name des Malers aber entfiel mir und war nicht wieder zu haben. Ich strengte mein Gedächtnis an, liess alle Details des in Orvieto verbrachten Tages vor meiner Erinnerung vorüberziehen, überzeugte mich, daß nicht das Mindeste davon verlöscht oder undeutlich sei. Im Gegenteile, ich konnte mir die Bilder sinnlich lebhafter vorstellen, als ich es sonst vermag; und besonders scharf stand vor meinen Augen das Selbstbildnis des Malers, – das ernste Gesicht, die verschränkten Hände, – welches er in die Ecke des einen Bildes neben dem Portrait seines Vorgängers in der Arbeit, des Fra Angelico da Fiesole, hingestellt hat; aber der mir sonst so geläufige Name des Künstlers verbarg sich hartnäckig. Mein Reisegefährte konnte mir nicht aushelfen; meine fortgesetzten Bemühungen hatten keinen anderen Erfolg als den, zwei andere Künstlernamen auftauchen zu lassen, von denen ich doch wusste, daß sie nicht die richtigen sein könnten: Botticelli und in zweiter Linie Boltraffio.«²⁷

Hier fügt Freud in einer Fußnote an, daß der erste dieser Namen ihm »sehr vertraut, der zweite dagegen kaum geläufig«²⁸ sei. Schließlich führt ihn die Reise Tage später mit einem »gebildeten Italiener« zusammen, »der mich durch die Mitteilung des Namens: Signorelli befreite. Ich konnte dann aus Eigenem den Vornamen des Mannes, Luca, hinzufügen. Die überdeutliche Erinnerung an die Gesichtszüge des Meisters auf seinem Bilde verblasste bald.«²⁹ Freud fügt 1904 hinzu, es sei »der Name des Meisters«³⁰ gewesen, »welcher im Dom von Orvieto die großartigen Fresken von den ›letzten Dingen‹ geschaffen«. Bei der Untersuchung des Entfallens arbeitet Freud fünf Gesichtspunkte heraus: »Der Grund für das Entfallen des Namens Signorelli ist weder in einer Besonderheit dieses Namens selbst, noch in einem psychologischen Charakter des Zusammenhanges zu suchen, in welchen derselbe eingefügt war.« Ein anderer Zusammenhang, nicht jener der Aussage, sondern jener des Aussagens, erscheint ihm ebenfalls »zunächst harmlos«: »Ich machte mit einem Fremden eine Wagenfahrt« usw.

Eine Erklärung bahnt sich an, wenn sich Freud »an das in jener Unterhaltung unmittelbar vorhergehende Thema erinner[t]«. Er hatte sich nämlich mit seinem Reisegefährten »über die Sitten der in Bosnien und in der Herzegowina lebenden Türken unterhalten« (womit wohl in der heutigen Terminologie die bosnischen Moslems gemeint sind). Freud hatte darüber geplaudert, was ihm ein dort praktizierender Kollege (in der ersten Version war das noch ein »lieber Kollege« gewesen) über »diese Leute« erzählt hatte: »daß sie sich voll Vertrauen in den Arzt und voll Ergebung in das Schicksal zu zeigen pflegen. Wenn man ihnen an-

kündigen muß, daß es für den Kranken keine Hilfe gibt, so antworten sie: ›Herr, was ist da zu sagen? Ich weiß, wenn er zu retten wäre, hättest du ihn gerettet!« Freud verweist auf die hier auftauchenden Worte. »Bosnien, Herzegowina, Herr«, die »sich in eine Assoziationsreihe zwischen Signorelli und Botticelli – Boltraffio einschalten lassen«.

Warum aber kann dieses vorher geführte Gespräch über die »Türken« die Verknüpfung von Freuds Gedanken mit dem Namen »Signorelli« stören? Freud braucht eine Zusatzannahme: er nimmt an, daß der erwähnten »Gedankenreihe« »die Fähigkeit, einen nächsten Gedanken zu stören, darum zukam, weil ich ihr meine Aufmerksamkeit entzogen hatte, ehe sie noch zu Ende gebracht war.« Eigentlich hatte er noch Interessanteres erzählen wollen: »Diese Türken schätzen den Sexualgenuß über alles und verfallen bei sexuellen Störungen in eine Verzweigung, welche seltsam gegen ihre Resignation bei Todesgefahr absticht.« So hatte einer der Patienten seinem Kollegen einmal gesagt: »Du weißt ja, Herr, wenn das nicht mehr geht, dann hat das Leben keinen Wert.« Aber dieses Thema wollte Freud dann doch »nicht in einem Gespräch mit einem Fremden berühren«. Er »lenkte« darüber hinaus seine »Aufmerksamkeit auch von der Fortsetzung der Gedanken ab«, die sich »an das Thema ›Tod und Sexualität‹ hätten knüpfen können«, da er noch von einer Nachricht berührt war, die er wenige Wochen zuvor in Trafoi erhalten hatte: »Ein Patient, mit dem ich mir viele Mühe gegeben, hatte wegen einer unheilbaren sexuellen Störung seinem Leben ein Ende gemacht.« Hier hebt Freud die »Übereinstimmung Trafoi – Boltraffio« hervor.

Nun sieht sich Freud genötigt, dem Vergessen ein Motiv zu unterstellen: »Ich wollte also etwas vergessen, ich hatte etwas verdrängt.« Eigentlich wollte er aber etwas anderes als den Namen Signorelli vergessen; »dieses andere brachte es zustande, sich mit dessen Namen in assoziative Verbindung zu setzen, so daß mein Willensakt das Ziel verfehlte und ich das eine wider Willen vergaß, während ich das andere mit Absicht vergessen wollte«. Die »Ersatznamen«, die ihm statt Signorelli eingefallen sind, »mahnen« ihn »(nach Art eines Kompromisses) ebenso sehr an das, was ich vergessen, wie an das, was ich erinnern wollte«.

In einem letzten Schritt faßt Freud seine Ergebnisse in einem Schema zusammen, das er schon in der ersten Version so gezeichnet hatte.

des Traumes nicht in erster Linie als Bilder, sondern als Schriftzeichen zu begreifen, die einen Lautwert haben. Die Verbindungen im Unbewußten können somit durch Verschiebungen von Silben oder, wie im Signorelli-Beispiel, von Buchstabenfolgen hergestellt werden.

An dieser Stelle zeigt sich die grundsätzliche Bedeutung des häufig zitierten Lacanschen Diktums: »Das Unbewußte ist strukturiert wie eine Sprache.« Sofern irgendetwas aus dem Unbewußten heraus aktiv wird, muß es durch das Gitter der sprachlichen Strukturen gehen.

Um diese Strukturen aufzuzeigen, verwendet Lacan die Linguistik eines Ferdinand de Saussure und eines Roman Jakobson. Von Saussure stammt die Verwendung des Begriffs des Signifikanten: Das linguistische Zeichen hat zwei Seiten, das Signifikat, wörtlich: das Bezeichnete, also Begriff, Konzept, Vorstellung, sowie eben den Signifikanten, wörtlich: den/das Bezeichnende(n), was Saussure mit dem Lautbild identifiziert. Zwischen Signifikant und Signifikat steht »la barre«: die Schranke, der Trennstrich, der deutlich macht, daß es keine direkte Verbindung zwischen den beiden Teilen des Zeichens gibt. Durch diese grundsätzliche Trennung gibt es keine »natürliche« Bedeutung eines Zeichens, jede Bedeutung kommt nur durch einen komplexen Vermittlungsprozeß zustande. Auf jeder Seite der Schranke gibt es eigenständige Strukturen. Lacan legt viel Betonung auf die Autonomie der »Ordnung« des Signifikanten; sie ist es, die die Struktur des Unbewußten bestimmt.

Laut Jakobson lassen sich die Beziehungen innerhalb der Struktur der Signifikanten nach zwei Achsen ordnen: es gibt die Achse der Ersetzung, der Substitution, deren Vorgehen Lacan beschreibt mit »ein Wort für ein anderes«³¹, und die etwa im Wörterbuch vorherrscht. Daneben gibt es die Achse der Verkettung, der Kontiguität, der Reihung, die von Lacan als »Wort an Wort«³² beschrieben wird. Diese sorgt für die Erzeugung von Sätzen, von größeren Strukturen und Zusammenhängen. Die beiden Sprachachsen zeigen sich auf dem Gebiet der Rhetorik in Gestalt zweier exemplarischer Figuren: der Metapher und der Metonymie. Die Metapher vollzieht sich vor allem auf der Achse der Ersetzung, sie ist »ein Wort für ein anderes«. Die Metonymie geschieht auf der Bahn der Verkettung des »Wort an Wort«. Dabei ist es wichtig zu sehen, daß sich die Metapher in der Kette der Signifikanten ereignet, innerhalb der metonymischen Verknüpfung. Denn in der Metapher ersetzt ja ein Wort ein anderes, und zwar an seinem Platz, der erst durch die Signifikantenkette vorgegeben wird. Es gibt einerseits Ersetzung eines Signifikanten durch einen anderen an einem Platz, aber der ersetzte Signifikant

bleibt als unterdrückter wirksam durch seine metonymische Verkettung mit dem Rest der Signifikanten des Satzes oder des größeren Zusammenhangs.

Um diese Struktur der Metapher zu zeigen, möchte ich Ihnen ein Beispiel aus dem Bereich der Poesie geben. Es handelt sich um das erste Gedicht aus Ingeborg Bachmanns Zyklus *Anrufung des Großen Bären*, überschrieben mit *Das Spiel ist aus*. Die ersten Worte lauten: »Mein lieber Bruder, wann bauen wir uns ein Floß und fahren den Himmel hinter?«³³ Der Signifikant »Himmel« ersetzt hier einen anderen, der sich aus dem Zusammenhang des Satzes als »Fluß« aufdrängt. Nach den Gesetzen der metonymischen Reihung wäre »Fluß« (oder der Name eines Flusses) zu erwarten; denn die Metonymie fügt ein Bild aus erwarteten und bekannten Elementen. Das erwartete Bild reißt an der Stelle der metaphorischen Ersetzung auf und durch den Riß schimmert gewissermaßen eine andere Welt hindurch. Zugleich bleibt aber auch das Ersetzte wirksam, das Bild des Flusses verschwindet nicht, sondern wird überlagert. Es entsteht ein Mischgebilde wie ein doppelt belichtetes Foto oder ein Vexierbild. Dies Ganze geschieht auf der Grundlage der metonymischen Verkettung, innerhalb derer sich das Neue und Schöpferische der Metapher ereignen kann.

Die beiden Koordinatenachsen der Ordnung des Signifikanten, wie sie durch die Bewegungen der Metapher und der Metonymie deutlich werden, können auch den Vorgängen zugeordnet werden, die bei Freud als Verdichtung und Verschiebung bezeichnet sind. Die Verdichtung spielt sich auf der Ebene der Metapher ab, während die Verschiebung der Metonymie entspricht.

Die Zusammenhänge seien nun noch einmal anhand des Signorelli-Beispiels, das als eine verunglückte Metapher bezeichnet werden kann, erläutert:

a) Das Vergessen des Namens ereignet sich innerhalb eines Gesamtzusammenhanges; dieser ist in der weitesten Perspektive: Freuds damalige Lebenssituation; dann, etwas enger gefaßt, der Sommerurlaub in Dalmatien, in der Herzegowina usw., in den auch die in Trafoi erhaltene Nachricht fällt; weiter herangezoomt dann die Wagenfahrt und das Gespräch mit dem Fremden; schließlich der Satz im Gespräch, der in etwa so gelautet haben könnte: »Waren Sie eigentlich schon einmal in Orvieto und haben Sie die berühmten Fresken gesehen, von ... wie heißt er noch gleich?« In den Verschiebungen der Aufmerksamkeit innerhalb des situativen Zusammenhanges, weg von Gedanken des Selbstzweifels, des

sexuellen Versagens, der Todesangst, hin zu Themen wie Italienreisen und Kunst, macht sich die Wirkweise der metonymischen Verkettung kenntlich.

b) In diesem Gewebe aber ereignet sich etwas, es holpert, die bis dahin glatte Verschiebung reißt; denn ein Element fällt aus: »Signorelli«. Weil ein Teil davon, »Signor«, eine Ersetzung des Elementes »Herr« ist, das selbst wieder für etwas steht, das nicht bewußtseinsfähig ist. Dieses »Stehen-für« bedeutet hier: der Signifikant steht im aktuellen metonymischen Zusammenhang (für Freud) am gleichen Platz. Deshalb ist die Ersetzung möglich. Lacan schreibt sie folgendermaßen³⁴:

$$» \frac{X}{\text{Signor}} \cdot \frac{\text{Signor}}{\text{Herr}} \quad «$$

eine Formel, die noch um einen Ersetzungsschritt zu ergänzen wäre:

$$» \frac{X}{\text{Signor}} \cdot \frac{\text{Signor}}{\text{Herr}} \cdot \frac{\text{Herr}}{(a)} \quad «$$

wobei (a) das unsagbare Objekt bzw. in Freuds Schema die »verdrängten Gedanken« bezeichnet. In seiner Analyse rekonstruiert Freud die Entsprechung von »Signor« und »Herr«. »Herr« wiederum steht für etwas, das nur spekulativ erschlossen werden kann; das mag hier Freuds befürchtetes Scheitern als Arzt sein, mit den Gedanken um den Suizid des Patienten, ein ruiniertes Ansehen, wirtschaftliche Not, ein gescheiterter »Lebensentwurf« usw.; ein anderer verdrängter Bereich zentriert sich vielleicht um die Bedrohung der Männlichkeit, die Furcht vor Impotenz; schließlich mögen Todesängste und die Angst vor Krankheiten ihre Macht ausüben. Lacan weist darauf hin, daß sich die Ersetzungen voneinander unterscheiden: so wird »Signorelli« vergessen, während »Signor« verdrängt und »Herr« unterdrückt wird.

c) Der Riß der ersten metonymischen Verkettung an der Stelle »Signorelli« wird auch bedingt durch andere metonymische Zusammenhänge dieses Elements, von denen wiederum Verbindungen zu anderen unterdrückten Bereichen abzweigen. Schon erwähnt wurde die Verknüpfung der Bezeichnung Signorellis als »Meister« mit dem Element »Herr«. Daneben handelt es sich ja um den Maler einer Eschatologie oder, mit Freuds Worten, der »letzten Dinge« (Tod und Verdammnis). Schließlich aber gibt es noch eine Verbindung, die Freud an den betreffenden Stellen nicht erwähnt, die aber in der »Traumdeutung« angesprochen ist.³⁵ Es geht um den Ort: Orvieto war auf Freuds Italienreise 1897 der südlichste von ihm erreichte Ort, das heißt, es war ihm wieder nicht gelun-

gen, nach Rom zu kommen. Diese Hemmung, das mehrmalige Umkehren kurz vor diesem Ort seiner größten Sehnsüchte, bringt Freud mit seiner jugendlichen Identifizierung, dem semitischen Feldherrn Hannibal, in Zusammenhang, der es ja auch rätselhafterweise versäumt hatte, nach seinem Triumph bei Cannae in Rom einzumarschieren. Freud gelang das endlich im Jahr 1901.

d) Nachdem also die erste metonymische Kette gerissen ist und sich die an dieser Stelle wirksame Metapher nicht vollziehen konnte, führen weitere metonymische Bewegungen entlang der Verschiebungslinien von »Her(r)« über die Zusammensetzung »Herzegowina und Bosnien« zu den Ersatznamen »Botticelli« und »Boltraffio«. Wäre »Botticelli« sofort an der Stelle von »Signorelli« aufgetaucht, dann hätte es sich um eine geglückte Metapher gehandelt, um eine, mit den Termini aus dem Witzbuch gesprochen, »Verdichtung mit Ersatzbildung«. Statt einer Hemmung, wie sie in dem Moment des Aussetzens der Namenfindung wirksam war, hätte sich ein Symptom gebildet. Dieses entsteht nun erst im Verlaufe der Analyse und weist gewissermaßen als passageres Symptom den Weg zum Unbewußten. Dabei zeigt sich auch der Kompromiß-Charakter des Symptoms ganz deutlich: durch diverse metonymische und auch metaphorische Verflechtungen steht es auf halbem Wege zwischen dem zu ersetzenden wie auch dem ersetzenden Zusammenhang.

5. Schluß

Auch in der psychoanalytischen Praxis geht es darum, eine Sprechsituation zu schaffen, in der sich die Bildungen des Unbewußten ereignen können. Dabei muß der Analytiker darauf achten, daß sich der Riß im metonymischen Gewebe des Sprechens nicht sogleich wieder schließt – das »Wort an Wort« der Metonymie würde dafür sorgen. An den Stellen, wo ein ›dahinter‹ durchscheint, da muß innegehalten werden, damit für den Sprechenden ein Anderes hörbar wird. Dieses Innehalten und Hinweisen ist die Deutung. Sie hat die Aufgabe, das bewußte, sinn-volle Sprechen zu einem Unsinn hin zu öffnen, der den Anstoß zu einem anderen Sinn gibt. Jedoch ist das Unbewußte ›selbst‹ nicht sagbar; es ist immer das dahinter Liegende. Wie ein Gedicht, läßt es sich, so Lacan, nur »halb-sagen«; und wie der Witz ist es verschwunden, wenn man es erklärt.

Anmerkungen

- 1 Sigmund Freud: »Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten«, in: Sigmund Freud, Gesammelte Werke [GW], Bde. I-XVIII, hier GW VI, London 1940, Frankfurt am Main²1999.
- 2 Heinrich Heine: »Reisebilder«, in: Klaus Briegleb (Hg.), Heinrich Heine. Sämtliche Schriften, Bde. I-XII, München, Wien 1976, hier Bd. III, 401f.
- 3 Ebd., 404.
- 4 Ebd., 424f.
- 5 Freud, »Witz«, GW VI, 17f.
- 6 Ebd., 18.
- 7 Ebd., 21.
- 8 Ebd., 33.
- 9 Ebd., 32.
- 10 Ebd., 50.
- 11 Ebd., 48f.
- 12 Ebd., 51.
- 13 Ebd., 53.
- 14 Es ist dieses fundamentale Anderssein, welches Jacques Lacan damit ausdrückt, daß er den Anderen oder auch das Andere als »l'Autre« mit einer Majuskel versieht.
- 15 Freud, »Das Unheimliche«, GW XII, 227-268.
- 16 Dies ist der Titel des zentralen 6. Kapitels von Freuds Traumdeutung. Vgl. Freud, »Die Traumdeutung«, GW II/III, 283-512.
- 17 Freud, »Witz«, GW VI, 188.
- 18 Ebd., 186f.
- 19 Ebd., 189.
- 20 Freud: »Der Traum ist ein vollkommen asoziales seelisches Produkt [...]«.« Ebd., 204.
- 21 Ebd.
- 22 Ebd., 204f.
- 23 Jacques Lacan: *Le Séminaire Livre V. Les formations de l'inconscient*, 1957-58, Paris 1998, 51 (Zitat von mir übersetzt).
- 24 Ebd.
- 25 Freud, »Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum«, GW IV.
- 26 Freud, »Zum psychischen Mechanismus der Vergesslichkeit«, GW I, 517-527.
- 27 Ebd., 520f.
- 28 Ebd., Fußnote.
- 29 Ebd.
- 30 Dieses wie auch die folgenden Zitate aus Freud, »Zur Psychopathologie des Alltagslebens«, GW IV, 6-10.
- 31 Jacques Lacan: *Écrits*, Paris 1966, 507. Die angerissenen Zusammenhänge führt Lacan in seinem Aufsatz »L'instance de la lettre dans l'inconscient« [»Das Drängen des Buchstaben im Unbewußten«] aus, in: ders., *Écrits*, 493-528.
- 32 Ebd., 506.
- 33 Ingeborg Bachmann: *Sämtliche Gedichte*, München 1998 (1978), 92.
- 34 Lacan, *Le Séminaire Livre V. Les formations de l'inconscient 1957-58*, 59.
- 35 Freud, »Traumdeutung«, GW II/III, 199ff.